

Feuilleton.

Ferdinand Raimund.

— Zum 5. September 1916. —
 Von Wilhelm Körner.

Am 5. September jährt sich zum achtzigsten Male der Tag, an dem ein großer, bewusster Dichter durch Selbstmord endete. Der Dichter ist unser Ferdinand Raimund.

„Raimund! D, wie erhellst dich jedes Auge
 Bei dieses Namens Klang! Mit welcher Freude,
 Mit welcher Innigkeit spricht man ihn aus!“

Diese Verse von Ferdinand v. Saar, aus einem Gedichte anlässlich der Enthüllung des Wiener Raimund-Denkmals, drücken eine Tatsache aus, die der Dichter jederzeit an sich erleben kann. Das Wort „Raimund“ ist eine Art Zauberwort: eine ganze Epoche in der Entwicklung Oesterreichs zaubert es vor unser geistiges Auge. Wir sehen förmlich Alt-Wien mit seinen Gengwällen und Wäldern vor uns; wir hören die Musik eines Lauerer und Wastelen Strauß; wir fühlen uns verlost in das Wiedererwachen und es kommt uns Grillparzers bitteres Wort in den Sinn vom „Capua der Geister“.

Gewiß besitzt Oesterreich Dichter, die künstlerisch höher gewertet werden müssen als Raimund. Sicherlich haben wir Poeten, die den Sängern des „Höbel-Liedes“ an Originalität weit überragen. Auch ist es bestimmt richtig, daß andere vaterländische Dichter seiner Zeit künstlerisch unergleichlich näher stehen, wie z. B. Karl Schönherr. Aber es gibt keinen österreichischen Dichter, der in den breitesten Schichten des Volkes bekannter wäre und zugleich rückhaltloser, stärker und inniger geliebt würde als er, der unergleichliche, nie veraltende Raimund. Einer der Gründe für diese Anhänglichkeit, Zuneigung und Beliebtheit im höchsten Sinne

des Wortes liegt wohl in Raimunds bodenständigem und echtem Wesen. So wie sich bei dem Klang seines Namens Alt-Wien mit all seinen Dächern und Schattenseiten vor uns ausbreitet, so läßt sich auch das eigentliche Wienertum, das ja der charakteristischste Teil des Oesterreichertums ist, mit all seinen guten und schlechten Eigenschaften nicht kürzer bezeichnen als mit dem einen Wort: „Raimund“. Wurzelhaft und bodenständig ist er wie kaum ein anderer österreichischer Dichter. Er kam als der Sohn des erdgefessenen Moriohiller Drechslereimeisters Josef Raimann — „Raimund“ ist bekanntlich nur ein angenommener Künstlername — am 1. Juni 1790 zur Welt. Schon seine Abstammung ist also durchaus wienertisch. Bis zu seinem 18. Lebensjahre verblieb Raimund in der Donaulstadt und hatte hier Gelegenheit, die heimtätigerliche Atmosphäre Wiens in sich aufzunehmen. Nach sechs künstlerischen Wanderjahren, die er in der Provinz verbrachte, kehrte er wieder in die „Stadt der Sieder“ zurück und hier spielte sich mit kurzen Unterbrechungen — die teils dem Aufenthalt in der freien Natur, teils der Kunst galtien, wenn er in der österreichischen Provinz oder im Deutschen Reich Schauspiel gab — sein ganzes Leben ab. Es ist demnach nicht zu verwundern, daß seine Doppelkunst ganz und gar wienertisches Gepräge trägt. Raimunds Schauspielkunst soll nämlich nach den übereinstimmenden Urteilen und Berichten aller maßgebenden Zeitgenossen ebenso ausgeprochen unwürdig gewesen sein wie seine Dramen sind.

Freilich liegen in dieser wertvollen Eigenschaft Raimundischen Schaffens zugleich seine Grenzen und Schwächen. Noch bedeutend mehr als bei Angenrührer, dem kongenialen Schöpfer Raimunds, gehen diejenigen Gestalten in seinen Sünden, die nicht dem Volke im engeren Sinne angehören, sozusagen auf Stelzen: den hochdeutsch sprechenden Liebhabern, Anstandsältern, Bäckern und Salonmenschen merkt man immer deutlich das Schämehafte an. Man sieht an ihnen stets das Gemachte; man erkennt so gleich, daß sie nicht im Leben ihre Vorbilder haben, sondern in den dem Dichter bekannten Theaterstudien des ausgehe-

den 18. und des beginnenden 19. Jahrhunderts. Nur wenn der Charakter der poetischen Gestalt mit Raimunds durch und durch österreichischer Wesensart im Einklang steht, dann entstehen seine bedeutenden Schöpfungen und wunderbaren Leistungen, die den Stempel des Unsterblichen an sich tragen, weil sie dem Unsterblichen entstammen: dem ewig-Menschlichen, dem Leben, der Volkseigenschaft; dann kommt es zu Gestalten, wie Fortunatus Wurzel, Rappelkopf und Valentin.

Diese Mischung von ganz Ursprünglichem, Lebendigem, Echtem auf der einen Seite und Nachempfundener, Nachgeahmtem, Theatralischem — wozu auch das Geisterweien, der „Lollhansspruch“, wie es Heibel genannt hat, gehört — auf der anderen Seite, ist wohl auch die Ursache des wechselvollen Schicksals, das der Erfolg von Raimunds Sünden auf der Bühne aufweist. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet: eine Statistik über die Aufführungen Raimundischer Werke auf den deutschen, besonders aber den Wiener Bühnen, wäre ein bedeutender Beitrag zur deutschen Geistesgeschichte. Von den Zeitgenossen bewundert, sind die Werke des Dichters einige Jahrzehnte nach seinem Tode fast wieder halb in Vergessenheit geraten. Das ist nur ganz natürlich: eine Zeit wie um 1848, wie die Strömung von Mitte der sechziger bis Ende der sechziger Jahre, wie die naturalistische Welle um 1890 — solche Zeiten konnten einer Poesie, wie sie Raimund bietet, nicht günstig sein. In solchen Zeiten sah man nur die eine Seite seiner Kunst: ihre beschauliche Tendenz, das Märchenhafte, das völlig Veraltete. Das, was aber den Kern und das Ewige in Raimunds Werken ausmacht, über sah man. Die Theaterbesucher hatten den Sinn und das Verständnis eingebüßt für den Reiz und den Adel dieser Poesie.

Seit Ende der neunziger Jahre, besonders aber seit Beginn des gegenwärtigen Jahrhunderts, konnte man eine merkwürdige Zunahme des Interesses für den „Künstler des Volksstückes“ wahrnehmen. In Wien hatte diese „Raimund-Renaissance“ sogar schon viel früher eingesetzt. Auf dem